



*Phot. Herman Leiser*

Holofernes in der Trägödie: Paul Wegener als dramatischer Holofernes in Hebbels „Judith“.

Glaube ist. Überall in den Theaterstädten der Welt triumphiert Shaws Johanna, je fröhlicher ihre Mission dargestellt wird, ihre Mission, ein Prüfstein für menschlichen Egoismus und menschlichen Fanatismus zu sein. In Berlin konnte Elisabeth Bergner das Opfer

verstohlen aufkommen ließ. „Räumt die Leichen weg! Nur keine Schlamperei!“, so kommandierte der Ordnungssinn dieses Tyrannen zum Gaudium seiner Hörer.

Georg Kaisers Holofernes, wie ihn Oskar Homolka jetzt darstellt, parodiert niemand,

des Ketzergerichts so tief ins Herz ihrer Zuschauer hineinspielen, weil sie von Gottes Herrlichkeit nicht wie eine Heroine, sondern wie ein Kind vom Weihnachtsbaum sprach, eine Märtyrerin, verklärt von einer wahrhaft Shawschen Heiterkeit des Herzens.

Man braucht die Weltgeschichte — Shaws Beispiel zeigt es — nicht zu travestieren, wenn man sie anders als die Vorgänger sehen will. Lange vor seiner „Heiligen Johanna“ ist Georg Kaisers frühes Werk „Die jüdische Witwe“ entstanden, das erst jetzt auf die Bühne gelangte. In dieser Komödie geht die biblische Judith ihren eigenen schnurgeraden Weg mitten ins Posenland hinein. Denn Kaisers Judith ist keine Befreierin, keine Rächerin, sondern einfach die junge Frau, die nach den Enttäuschungen ihrer Ehe die kräftigen Arme eines Mannes sucht. Holofernes verfügt über diese Arme. Aber Kaisers Judith köpft ihn doch, weil sein Monarch, der junge Snob Nebukadnezar, ihr besser als der Feldherr gefällt.

Als Nestroy Hebbels Judith parodierte, hat er dem Kriegsmann der Assyrer aufs neue den Kopf abgeschlagen, indem er bewußt das Gelächter entfesselte, das der Held des Anfängers Hebbel